


Nr. 247. Bromberg, den 27. Oktober 1933

# Ein Mann springt in die Spree!

Roman von Nikolaus Wesel.



I.

Deutschland! — Wieder in Deutschland, wieder in der Heimat! —

Wie ein Rausch war es über Arnold Freese gekommen, als er in Hamburg endlich wieder deutschen Boden unter den Sohlen spürte und nach neun Jahren — waren es wirklich nur neun Jahre gewesen?! — wieder das Leben der Heimat um sich fühlte!

Himmel ja, er hatte sich damals die Heimkehr aus Amerika anders vorgestellt, damals, als er — hart überworfen mit dem Vater — den Staub Europas von den Füßen geschüttelt hatte und ausgezogen war, um für sich die Welt zu erobern.

Was hatte er damals mit seinen 24 Jahren von der Welt da draußen, drüben überm Meer gewußt! Ausgelacht hatte der blonde Hitzkopf einen jeden, der ihn gewarnt und ihm geraten hatte: „Bleib in Deutschland, Arnold! Und wenn du's auch schwer haben wirst als Architekt und Häuserbauer, jetzt, wo alle deutsche Zukunft verschüttet scheint, du bist doch wenigstens daheim!"

Daheim, daheim —! Was hatte das ihm damals schon bedeutet. Überall und in allem hatte er nur heimatliche Enge gespürt, Grenzen, die versperrt waren. Die Welt war ihm wie mit Brettern vernagelt erschienen. Wie hatte die Ferne, die weite Welt gelockt! Amerika, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten! Wo einer sich durchsetzte, früher oder später, wenn er nur ein Kerl war, der sich seiner Sache sicher fühlte und den eisernen Willen hatte, das Glück zu meistern!

„Entweder siehst du mich als gemachten Mann wieder, vor dem man den Hut ziehen muß, oder du siehst mich überhaupt nicht wieder!" Das war sein letztes Wort im Vaterhaus gewesen.

Der alte Ulrich Freese aber, von dem Arnold, der einzige Sohn, das Temperament und den Eigensinn geerbt, der hatte ihn nicht zurückgehalten, hatte ihm nicht gut zugeredet. Seine Hoffnung, daß der Sohn einmal seinen Platz einnehmen werde im Geschäft und in der Firma, hatte er ja längst begraben müssen. Das konnte er ihm nicht verzeihen. „Tu, was du willst! Aber ich seh' dich schon zurückkommen, und dann wirst d u den Hut ziehen, klein geworden und bescheiden, wenn dein Luftschloß kläglich zusammengebrochen ist, du Narr!"

— Neun Jahre seitdem — und nun war es endgültig so weit. Ein unheimlich guter Prophet war der Vater gewesen! Neun Jahre —Gott, eine Ewigkeit, gemessen an den ewigen Fehlschlägen und Enttäuschungen — neun Jahre hatte Arnold Freese wütend darum gerungen, die Kette von zermürbenden Niederlagen umzuschmieden in endlichen Sieg, bis ihn — fast über Nacht — jähe Angst überfallen hatte, im fremden, gnadenlosen Land vor die Hunde zu gehen, und jähe Sehnsucht, wild und übermächtig, nach dem mütterlichen Land seiner Kindheit, nach deutschem Boden und Leben.

*

Und jetzt stand also der verlorene Sohn, der endlich heimgefunden hatte, im kleinen Kontor von Ulrich Freese und Co., Öle und Fette — das „Co." war neu, hatte einst heißen sollen „und Sohn" — dem Vater gegenüber. Durch das Fenster neben ihm schaute die alte märkische Kleinstadt herein mit unverändertem Gesicht, als wäre die Zeit stehen geblieben seit jenem Aprilmorgen vor neun Jahren. Aber Arnold Freese hatte dafür kein Auge, er sah nur den Vater, der hinter seinem altmodischen, ein wenig verstaubten Schreibtisch saß, durchaus nicht etwa fassungslos und von Rührung übermannt.

Der Sohn konnte den Blick nicht lösen von dem Gesicht des Vaters, von dem er deutlicher als vom Gesicht der ziemlich unverändert gebliebenen Heimatstadt die Uhr der vergangenen neun Jahre ablesen konnte, die er von hier fortgewesen. Alt war der Vater geworden. Noch war seine hohe Gestalt nicht gebeugt, aber sie war hager und hart geworden wie absterbendes Holz. Nur die Augen waren noch die alten in ihrer lebendigen Strenge unter der eigensinnigen, kantigen Stirn.

Es war nicht leicht, vor diesen Augen bekennen zu müssen: „Da bin ich wieder — und du warst ein guter Prophet". Arnold straffte sich unwillkürlich unter dem Blick jener kühlen, strengen Augen und spürte den alten Trotz gegen den Vater wachwerden. Zum Teufel, hatte er nicht ehrlich und tapfer gekämpft? Schließlich entschied doch nicht nur der Erfolg! Ihm hatte der Wind draußen scharf um die Nase geweht, und er hatte die Zähne aufeinander gebissen und hatte sich weiß Gott nicht leicht klein kriegen lassen. Wenn er damals eingewilligt hätte, schön brav und folgsam den Sohn seines Vaters zu spielen und mit Ölen und Fetten zu handeln wie der alte Ulrich Freese, dann hätte er es leichter gehabt.

Als hätte der Vater diesen Gedanken erraten, wies er mit einer kargen Geste auf den zweiten Schreibtisch in dem engen Kontor. „Dort sitzt jetzt dein Schwager, Annelieses Mann."

Arnold zuckte unter einem halben Lachen die Achseln. „Lassen wir ihn sitzen, Vater."

„Für drei ist hier auch nicht Platz, möchte ich bloß sagen."

Das war deutlich genug! Der alte Freese maß die Erscheinung des heimgekehrten Sohnes mit leicht zusammengekniffenen Augen. Er sagte ihm nicht, daß er ihm gefiel, trotz allem. Nein, heruntergekommen sah der Junge nicht aus, wenn ihm auch von der Nase abzulesen war, daß das Leben drüben für ihn kein Honiglecken gewesen. Er sagte

ihm auch nicht, daß er den „Co.", Annelieses Mann, nicht sonderlich leiden mochte. Weil der nicht aus so festem Holz geschnitzt war wie er selbst. Zorn übertönte in dem alten Mann die geheime Rührung. Nein, er konnte es Arnold nicht verzeihen, daß er auf eigene Fasson hatte selig werden wollen. Er empfand Arnolds Niederlage als eigene Demütigung. Das machte ihn hart gegen ihn.

„Du bist zu keiner guten Zeit heimgekommen. Du wirst in Deutschland nicht leicht Menschen finden, die sich von dir Häuser bauen lassen."

„Ich habe drüben auch keine mehr gefunden, Vater."

„Dann ist's also bei den Luftschlössern geblieben, Arnold?"

„Luftschlösser baue ich schon lange keine mehr. Und ich will es dir gleich sagen: im Zwischendeck bin ich zurückgekommen, und ich habe mir drüben nicht viel Dollars gemacht. Fünfzig habe ich noch im Sack, die müssen reichen für die erste Zeit", gestand der „verlorene Sohn", ein melancholischer Schalk. „Ehrlich verdient als Erdnüsse-Verkäufer vor einem Vorstadtkino. Ein Glück war das noch, dieses letzte „große" Geschäft! Vorher ist's mir dreckig genug gegangen. Ihr glaubt wohl, nur bei euch hier in Deutschland ist der Karren der „Prosperity" zusammengebrochen? Drüben schaut's nicht viel besser aus! Das letzte Haus, das ich drüben baute, hab' ich aus alten Kistendeckeln und Konservendosenblech getürmt. Feine Sache! Die Hunde haben's hier in Deutschland besser! Und die nächtlichen Suppenpolonäsen für Arbeitslose — pfui Teufel! Ich kann dir sagen, das muß man erlebt haben, dann kommt einem euer armes Deutschland wie ein Paradies vor! Drüben bist du kein Mensch mehr, wenn du keine Arbeit und kein Geld hast. Herrgott, ich bin ja so froh, daß ich wieder daheim bin!"

Und mit einemmal kam wieder der Rausch über ihn. Er streckte und dehnte sich und lachte, daß er wieder ein richtiges Jungengesicht hatte. „Hol's der Kuckuck, hier werde ich mich schon durchbeißen! Ich fühle mich wie neugeboren —"

„Du wirst gute Zähne brauchen!" Aber jetzt war doch etwas wie ein Lächeln in des Alten Gesicht. Und jetzt erst reichte er dem Sohne die Hand.

Damit war wenigstens nach außen hin der Friede geschlossen und dem überraschenden Heimkehrer das väterliche Haus geöffnet, aber ein freundlicher Ruhehafen wurde es für ihn nicht. Neun Jahre sind eine verwünscht lange Zeit und die eigenen Anverwandten waren Arnold fremd geworden. Ja, wenn die Mutter noch gelebt hätte, aber die war lange tot.

Die Schwester und der Schwager bemühten sich, so zu tun, als ob sie sich über Arnolds Rückkehr freuten, aber im Grunde waren sie erschreckt und aus ihrem keineswegs sorgenfreien Alltagsleben aufgestört. Sie fürchteten wohl, daß Arnold seine Sohnesrechte geltend machen und im Geschäfte untergebracht werden wollte, das kaum zwei Familien nährte. Und mit dem Vater, der mit den Jahren nicht friedfertiger und nachgiebiger geworden war und an vorgefaßten Meinungen zähe festhielt, kam Arnold schon am ersten Tag wieder ins Plänkeln.

Nur die zwei halbwüchsigen Buben Annaliefes waren über die Ankunft des sagenhaften „Onkels aus Amerika" entzückt. Ihnen konnte er gar nicht genug von drüben erzählen. Unter Androhung der schärfsten Strafen mußte es ihnen die entsetzte Mutter verbieten, daß sie im ganzen Städtchen herumprahlten mit ihrem Onkel, der in Amerika schon ein Dutzend Berufe absolviert und sich zuletzt als Erdnüsse-Verkäufer die Rückkehr nach Deutschland verdient hatte.

Drei Tage hielt es Arnold aus in der verschlafenen, neugierigen Heimatstadt, stellte er sich taub gegen alles Gemunkel und gegen alle versteckten Bosheiten, aber er merkte es gut, daß seines Bleibens hier nicht war, denn Erdnüsse oder Zahnbürsten konnte er hier nicht verkaufen, wo die Familie so „angesehen" war. Und Häuser zu bauen gab es hier auch nicht, wenigstens nicht für ihn. Nach drei Tagen litt er auch schon wieder unter der Enge der Verhältnisse, die ihn in seiner Jugend von hier vertrieben hatte. Schon regte sich auch wieder die Unruhe seines Temperaments, sein „Abenteurerblut", wie Annaliese aburteilend meinte, sein angeborener Optimismus brach wieder durch, seine instinktive Abneigung gegen allen Zwang.

Als ihm daher am dritten Tag sein Vater in Gegenwart des Schwagers den Vorschlag machte, sich unter des Schwagers Leitung etwas einzuarbeiten ins Geschäft und dann als Reisender für die Firma sein Glück zu versuchen, da guckte er erst den dicklichen kleinen Schwager an, der immer so gönnerhaft und von oben herab tat, und dann schaute er den Vater an. Da wußte er, daß der Alte ihn sicher nicht für einen tüchtigen Kerl hielt, wenn er seinen Vorschlag annahm, der ihm einen bescheidenen, dürftigen Unterschlupf bot.

„Danke", sagte Arnold und zwinkerte dem Vater zu, was den anscheinend nicht kränkte.

„Du willst nicht?" Dem dicken Schwager rutschte hörbar ein schwerer Stein vom Herzen.

„Nein, lieber Co —", Arnold nannte den Schwager nie anders, „wenigstens jetzt noch nicht. Vielleicht später einmal." Nie! dachte er, aber ein wenig ärgern sollte sich der dicke Co. denn doch. „Aber macht euch keine Sorgen, ich werde mich schon durchbeißen."

Jetzt lächelte wahrhaftig der alte Ulrich Freese. Schneid hatte er also doch noch, sein Junge! Das gefiel ihm.

„Ich reise heute noch nach Berlin."

„Ausgerechnet!" meckerte der dicke Co. „Na, da wünsche ich dir guten Appetit, harter Boden, Berlin —"

Freese senior aber sagte: „Ein Narr bist du noch immer. Also zeig, was du kannst!"

Auch er atmete auf. Hoffentlich biß er sich durch, der Junge! Und so brauchte er ihm wenigstens nicht zu beichten, wie schlecht es um die Firma Freese und Co. stand. Natürlich waren die Zeiten daran schuld — und der langweilige Co. Aber Arnold brauchte das nicht zu wissen. Noch nicht!

## II.

Als einer der letzten durchschritt Arnold Freese die Sperre des Lehrter Bahnhofes in Berlin. Ringsum war Lärm und Bewegung, viele der Ankommenden wurden erwartet und nun lebhaft begrüßt.

Arnold aber stand inmitten des Trubels unschlüssig da, wie einer, der nicht weiß, wohin er soll in der Riesenstadt. Er wußte es wirklich nicht. Ganz planlos war er losgefahren nach Berlin. Nur fort von daheim, bevor er womöglich wieder schwankend wurde in seinem Entschluß! Und nun war er wieder hineingerissen in das wogende Leben einer Millionenstadt, ohne Arbeit, ohne größere Mittel, ohne ein genaues Ziel. Er fühlte sich ernüchtert und es war ihm ziemlich flau zumut. Daß ihn manches Mädchenauge ermunternd und gleichsam anerkennend streifte, das nahm er gar nicht wahr.

Schon begann der Abend zu dämmern. Man unterschied nur unklar die Umrisse der Häuser, von weither schimmerte die Kuppel des Reichstags, spätsommerlicher Dunst verhüllte den Himmel.

Nach welcher Richtung sollte er gehen? Rechts? Links? Über die Brücke? Entgegengesetzt zur Stadtbahn? Hier hatte sich nichts verändert, der Platz sah noch genau so nüchtern und ungastlich aus wie seinerzeit, als er in Berlin zwei Semester studierte

Er ließ sich willenlos treiben. Es fiel ihm ein, daß die Mittelstraße nicht sehr weit sei. Dort gab es eine Anzahl kleine Hotels, wo er ein Unterkommen finden konnte. Also über die Brücke, dann ein Stück durch den Tiergarten in Richtung des Brandenburger Tores!

Während er die Brücke überschritt, warf er einen Blick auf die untenfließende Spree und die steinummauerten Böschungen, die am Ufer eine Art Terrasse bildeten. Dort, knapp am Wasser, stand ein Mann und starrte unbewegt in die Flut.

Sonderbares Vergnügen in den Fluß zu gaffen, als ob man mit den Augen Fische fangen könnte! Es gab also auch hier Leute, die nicht wußten, wie sie die Zeit totschlagen sollten, und die keine Bleibe besaßen. Wie gut kannte er das! Dieses Herumlungern ohne Sinn, Zweck und Ende.

Aber der Mann da unten geriet plötzlich, ohne merklichen Anlaß, in Bewegung: er zog seine Jacke aus, lief ein bißchen hin und her, als ob er aufgeregt eine geeignete Stelle suche, und dann sprang er mit einem Satz in den Fluß.

Holla —! Mit einem Ruck blieb Freese stehen und preßte sich an das Brückengeländer: Kein Zweifel, der Mann wollte sich ertränken! Es fing ja schön an in Berlin!

Aber schnell! Der arme Teufel trieb schon mitten auf dem Wasser und niemand schien sich drum zu kümmern. Da war nicht lange Zeit zu überlegen: Soll ich oder soll ich nicht! Wie ein Wilder stürzte Freese zur Böschungstreppe, hastete hinunter, schleuderte seinen Koffer hin, riß den Rock vom Leibe und — Herrgott, es blieb doch jetzt nichts anderes übrig! — sprang nach.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Zwischen Grenzern und Paschern.

Von Kurt A. St. Jentkiewicz.

## Die geräuschlosen Kaufleute.

Von Emmerich bis Aachen — das ist ihr Revier, und weit hinein ins Reich haben sie ihre Fäden gespannt. Über den Rhein hinaus, bis ins Industriegebiet, ja bis nach Hamburg, nach Hannover und Mitteldeutschland überschwemmen sie das Land mit „gepaschten" Waren, mit Schmuggelgut, mit Zigarettenpapier, Kaffee und Zucker. Allein im Bezirk des Hauptzollamts Aachen wurde im Jahre 1932 etwa 60 000 Personen Schmuggelware abgenommen. Sechs Millionen Zigaretten konnten beschlagnahmt werden, 45 000 Zigarren, 12 000 Kilogramm Tabak, 74 000 Kilogramm Kaffee und 120 000 Pakete Zigarettenpapier. Dabei mußte die Zollbehörde nicht weniger als 800 zum Schmuggel benutzte Fahrräder, 105 Personenkraftwagen, 38 Motorräder und 24 Lastautos sicherstellen. Dies alles allein im Bereich eines einzigen Zollamts, dessen Grenzstrecke nur 56 Kilometer beträgt!

Von Emmerich im Norden bis hinunter nach Aachen, das ist das Dorado der „geräuschlosen Kaufleute", die auf weichen Sohlen durch die dichten Wälder an der Grenze streifen, in Nacht und Nebel quer durch den Busch, über Heide und Äcker ihre schweren, mannshohen „Püngel" schleppen — stets gewärtig, daß aus irgend einem Schlupfwinkel ihnen der verhaßte Ruf „Halt, Grenzbeamter!" entgegenschallt. Die Gefahr für die Schmuggler ist groß, groß aber auch der Verdienst, wenn der „Stoß" glückte und die Ware im Hinterland abgeliefert werden konnte.

Früher . . . ja, da war der Schmuggel ein Kinderspiel gegen heute. Auf 550 Kilometer Grenzstrecke im Westen kamen genau 580 Grenzbeamte. Aber als mit zunehmender Arbeitslosigkeit das Heer der Schmuggler lawinengleich anschwoll, als die Sorglosigkeit der „Geräuschlosen" so sehr wuchs, daß sie in ganzen Prozessionen zu fünfzig, zu hundert, ja, sogar bis zu dreihundert Mann seelenruhig über die Grenze zogen und das Land mit unverzollten, unversteuerten Waren verseuchten, da mußte das Reich einen Riegel vorschieben, um den gesetzmäßigen Handel vor dem Ruin zu bewahren. Im vergangenen Jahre wurde die Zahl der Grenzer verstärkt, und heute kommen auf jedes Kilometer Grenze rechnerisch zweieinhalb Beamte. Man nahm den Großkampf auf. Hart und unerbittlich ging die Behörde vor. Der Erfolg? Die statistischen Angaben des Hauptzollamts Aachen beweisen ihn beispielhaft. Und doch muß man bedenken, daß nach den Feststellungen der Zollverwaltung auf einen gefaßten Schmuggler neunzehn kommen, die ungehindert ins Hinterland gelangen. Daraus mag man ermessen, wie groß der Schaden ist, der der deutschen Volkswirtschaft durch den Schmuggel zugefügt wird, wie hoch die Beträge sind, die Tag für Tag, ohne die Devisenkontrolle zu passieren, ins Ausland gehen. In erster Linie sind es die Unterstützungsgroschen der Arbeitslosen, die in die Taschen der Schmuggler fließen, da die „gepaschten" Waren in der Regel erheblich billiger abgegeben werden als gleichwertige deutsche Erzeugnisse. Es ist also nicht zuletzt Geld des Reiches und der Kommunen, das auf dem Umweg über die Schmuggler ins Ausland gelangt.

Man sagt: der Schmuggel an der deutschen Westgrenze in seiner augenblicklichen Form sei kein kriminelles, er sei ein soziales Problem. Gewiß ... aber doch nur sehr bedingt. Es läßt sich nicht bestreiten, daß die furchtbare Arbeitslosigkeit vor allem in den dichtbesiedelten Gebieten an Ruhr und Niederrhein den Nährboden für eine solche Entwicklung schuf. Es ist ja nur ein Katzensprung bis nach Holland, bis nach Belgien hinein, wo das Pfund Kaffee 80 Pfennig und das Pfund Tabak auch nicht viel mehr kostet.

Die deutsche Grenze im Westen ist an manchen Stellen durch die Willkür des Versailler Diktats, geradezu eine Aufforderung zum Schmuggel geworden. Da gibt es eine heute belgische Bahnstrecke die in weitem Bogen deutsches Land durchschneidet — da läuft eine deutsche Straße kilometerweit durch belgisches Gebiet. Und rechts und links von ihr stehen die Schmuggelbuden, verkaufen ungehindert ihren Tabak, ihre Zigaretten und ihren Kaffee, und wenn die deutschen Grenzer vorbeikommen, dann schallt ihnen höhnisches Lachen entgegen . . .

Man sagt: der Schmuggel sei ein soziales Problem. Ja! Die Arbeitslosigkeit ist die Zutreiberin. Sie verführt die Menschen zum Kauf der Schmuggelware. Sie treibt die Bewohner der nahen Großstadt dazu, ihren Bedarf jenseits der Grenzpfähle zu decken. Sie jagt die jungen Burschen, die mit sich selbst und ihrer Zeit nichts mehr anzufangen wissen, den Großunternehmern in die Hände, die sie als Träger verpflichten.

Aber der Schmuggel ist auch eine Krankheit, welche die Bewohner des Grenzlandes wie eine Seuche überfallen, ihr Blut vergiftet hat. Sie müssen schmuggeln, auch wenn sie es gar nicht nötig haben. Und schließlich: der Schmuggel ist auch ein Verbrechen, ein übles, verabscheuungswürdiges Verbrechen, für das es keine Entschuldigung gibt. Den Schmuggel aus Not kann man verstehen; auch das „Paschen" als Leidenschaft ist begreiflich; im Großschmuggel jedoch, bei dem der Unternehmer im Hintergrund bleibt und die Kastanien von seinen schlecht bezahlten, immer gehetzten und gefährdeten Trägern aus dem Feuer holen läßt, wird er zum eigentlichen Verbrechen, das keine Beschönigung verdient.

Das sind die größten, erfolgreichsten und gefährlichsten „geräuschlosen Kaufleute", die Holländer, Belgier — aber auch die Deutschen, die sicher und geborgen ihre Puppen tanzen lassen, deren Beauftragte schwer bewaffnet in Panzerwagen die Grenze durchbrechen oder mit Trägerkolonnen das Grenzgebiet unsicher machen. Sie sind gefährlich, die Drahtzieher, weil sie selbst nie oder doch nur ganz selten einmal zu fassen sind, dafür aber die großen Gewinne einstreichen, die ihre Söldner, stets gefährdet und gehetzt von den Grenzern, ihnen zutreiben.

## Nacht im Grenzwald.

Die Stadt ist klein und hat kein Gesicht. Auf Vorposten steht sie zweckgebunden mitten in Äckern und Heide. Die beiden großen, gutgehaltenen Straßen, die sich in ihrem Herzen kreuzen, künden ihre Aufgabe: Grenzort, Ein- und Ausfallstor zu sein. Ein paar Kilometerlängen weiter liegt eine andere kleine Stadt... jenseits der Grenze, und sie unterscheidet sich in nichts von dieser.

Es ist Mittag. Die Straßen sind wie ausgestorben. In dem einzigen Hotel gibt es keinen Gast. Mißtrauisch mustert mich die Wirtin, als ich ein Zimmer verlange. Wer bleibt schon hier in diesem Ort mit nur 2000 Seelen! Aber ihr Blick hellt sich auf, wird verstehend und geradezu freundlich, als ich nach dem Zollamt frage.

„... zur Strafsachenstelle?" Das nämlich ist die wichtigste Abteilung, und außer den Beamten selbst gibt es wohl keinen im Ort, der den Schicksalsgang zu ihr nicht schon angetreten hätte. Mein Kopfschütteln macht mich schon wieder verdächtig, und als ich erklärend hinzufüge, daß ich zum Zollrat möchte, schwindet der letzte Rest des Wohlwollens. Mürrisch weist sie mir den Weg.

Er ist auch nicht zu verfehlen; denn dort, wo die beiden breiten Straßen ineinander münden, steht grau und breit und massig das Amt, das die Stadt beherrscht und die Grenze. Die formvollendete Liebenswürdigkeit des Zollrats wandelt sich in Erstaunen, als er mein Anliegen hört.

„Sie wollen mit hinaus, Streife gehen, postieren?" Es ist die Zeit, da Winter und Frühling auf der Scheide stehen. Noch klirrt der Frost in den Straßen, und verharrschter Schnee liegt glashart auf den Feldern. Eine böse Zeit für die Grenzer. Lang und dunkel sind die Nächte, und wenn sie lange Stunden hindurch im Walde liegen

oder versteckt in den Büschen stehen, dann fällt sie die Kälte an wie ein grimmiger Wolf und frißt sich auch durch die dicksten Mäntel und Pelze ... Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, scheint der Zollrat zu denken, läßt einen Schriftsatz ausfertigen, den ich zu unterschreiben habe, um darin zu bestätigen, daß ich gegen die Zollverwaltung keine Ansprüche geltend machen will, wenn mir etwas zustößt, und dann ... dann darf ich Grenzer sein — für ein paar Tage.

Um elf Uhr nachts donnert es gegen die Zimmertür. „Aufstehen!" Ich fahre in die Langschäfter, stecke den Kopf ins eiskalte Wasser, krieche in den Pelz und stolpere die steile Stiege hinab. Die Gäste im verqualmten Schankraum blicken auf.

Ein Fremder, der im Ort bleibt, ist verdächtig. Noch verdächtiger, daß er beim Zollrat war. Und wenn er gar des Nachts noch gestiefelt und eingemummt bis zur Unkenntlichkeit ausgeht, dann... Ich sehe, wie ein junger Bursche an der Tonbank sich zu seinem Kumpel hinüberbeugt; ich höre das geflüsterte „Das ist einer von der Fahndung!" und lache still in mich hinein.

Die Straße ist dunkel. Die Stadt schläft. Es nähern sich Schritte. Plötzlich taucht vor mir eine Gestalt aus der Dunkelheit auf. Von der Mütze blitzt der Zolladler. Der Postenführer. Während wir zum „Dienstkasten" gehen, wo nach der Eintragung ins Kontrollbuch der eigentliche Dienst beginnt, muß ich ihm hart auf den Fersen bleiben, so dunkel ist es. Ein paar Minuten später schon stampfen wir zu viert über holperige Feldwege.

Flüsternd macht mir der Führer die Gefechtslage klar. Wir werden etwa ein Kilometer von der Grenze entfernt zwei vielbelaufene Waldschneisen besetzen. Aber wir marschieren nicht geradeswegs dorthin. In weitem Bogen geht es über Acker und Wiesen, durch niedriges Gestrüpp und dichte Ginsterbüsche, denn der Anmarsch muß verschleiert werden, wenn wir Erfolg haben wollen.

Niemand spricht mehr Die Schritte der Grenzer sind weich und wiegend. Sie wissen, wie man sich im Gelände bewegen muß. Ihre Füße beherrschen die Kunst, trockene Äste, die knacken könnten, erst beiseite zu schieben, ehe die Sohle auf den Boden aufsetzt. Nur ich stolpere trotz größter Vorsicht anfangs immer wieder über Ackerschollen, über knorrige Wurzeln oder abgebrochene Äste.

Ich sehe nichts als vor mir die dunkle, drohende Masse des Grenzwaldes, die uns bald verschluckt. Wir trennen uns. Zwei Beamte gehen weiter. Der Führer und ich legen uns in den Hinterhalt. Dann und wann krächzt eine Krähe, klagend tönt des Waldkauzes Ruf; die Bäume ächzen und stöhnen, vom Nachtwind bewegt. Wir warten. Eine Gestalt streicht dicht an uns vorüber. Ein junger Bursche, die Mütze keck ins Genick geschoben. Er geht zur Grenze. Nichts als die große kirchenhafte Stille des Waldes ist um uns und das Orgeln der hohen Kiefern. Die Kälte ist barbarisch. Eine Stunde vergeht, eine zweite. Oh, man muß Geduld haben als Grenzer! Viele Nächte können vergehen, ohne daß man einer Menschenseele begegnet, geschweige denn einem püngeltragenden Schmuggler.

Wir „brechen" die Postierung „ab" und stoßen hundert Meter weiter auf die beiden anderen. Kriegsrat. Hier sind mehr vorbeigezogen. Erst drei, dann fünf und schließlich noch ein paar. Die gingen hinüber. Die beiden anderen Beamten werden nun am „abgebrannten Weg" postieren, wir bleiben hier und legen uns ein paar Meter vom Weg entfernt durch Büsche gedeckt in eine Bodenvertiefung. Das Sichtfeld ist frei. Etwa hundert Meter weit gibt es nur niedrige Kusseln.

Schritte. Wieder ein Bursche, der zur Grenze zieht. Wir haben jeder einen Ginsterstrauß in der Hand, um unsere hellen Gesichter verdecken zu können. Jetzt kommt etwas von der Grenze. Der Späher, der das Gelände absucht. Wir drücken uns an den Boden. Er ist vorbei und hat uns nicht gesehen. Ein paar Minuten später folgen ihm zwei andere. Auch diese schluckt die Nacht, ohne daß sie uns aufgestöbert haben. Jetzt müßte die Kolonne kommen. Und sie kommt. Sie scheint ganz sicher zu sein, denn von ferneher hört man das Trappeln ihrer Schritte. Dunkle Gestalten kommen näher, Schatten, die sich, aus unserer Froschperspektive gesehen, kaum vom dunklen Nachthimmel abheben.

Nun sind sie heran. Als der Erste an uns vorbei ist, knallen zwei Schüsse. „Halt! — Grenzbeamter!"

Mit einem gewaltigen Satz ist der Grenzer, der zusammengeringelt und geduckt neben mir gelegen hatte, blitzschnell mitten auf den Fußsteig gesprungen, und während er sprang, jagte er schon die beiden Schreckschüsse aus dem Lauf ...

### Drei Mann von der Kolonne 3.

Wie wir es verabredet hatten, springe ich nach und stehe vor einem dunklen Etwas: ein Schmuggler, der sich hingeworfen hat. Fünf Meter weiter liegt ein zweiter.

Rasch wie ein Wiesel ist der Beamte in Richtung Grenze gelaufen. Der Strahl seiner großen Stablampe durchbohrt das Dunkel. Und wieder ... „Halt! — Grenzbeamter! Jetzt hat er den Dritten.

Vor mir regen sich die beiden Schmuggler. Sie zittern vor Frost an allen Gliedern, und auch der Schreck über den plötzlichen Anschlag mag ihnen in die Knochen gefahren sein. Vergeblich versuchen sie sich von den schweren „Püngeln" zu befreien, die ihnen fest auf den Rücken gebunden sind. Denn das ist auch so ein Trick der Schmuggelunternehmer. Früher richtete man die Traglast so ein, daß sie schnell von den Schultern gleiten konnte, falls ein Anschlag erfolgte. Dann war es leichter zu entkommen. Jetzt aber, nachdem die Grenzaufsicht verschärft wurde und die Gefahr, erwischt zu werden, stieg, kam es zu oft vor, daß die Träger sich ihrer Last entledigten und das Weite suchten. Den Schaden hatte dann der Unternehmer zu tragen, der die Ware verlor. Durch die festgebundenen Püngel will er sie zwingen, sich selbst und die Ware zu retten.

Kläglich bitten die beiden Burschen, wenigstens aufstehen zu dürfen. Ich muß es ihnen abschlagen, denn es wäre zu leicht möglich, daß dann einer von ihnen entkommt. Schließlich bin ich ja allein mit ihnen. Der Beamte ist mit seinem eben gefaßten Opfer mehr als hundert Meter entfernt. Langsam kommt er näher, einen Mann vor sich her schiebend, der keine Last auf dem Rücken hat. Auch dieser muß sich auf den Boden legen, während der Grenzer wieder auf die Suche geht. Nach weiteren Schmugglern ... vor allem aber nach dem Püngel des Dritten.

(Fortsetzung folgt.)




### Ein Kind schläft seit 600 Tagen.

Vor genau 600 Tagen ist der damals sieben Jahre alte Joseph Higgins aus Memphis im Staate Tennessee abends eingeschlafen und am Morgen nicht mehr aufgewacht. Vergeblich versuchten die Eltern, das Kind wachzurütteln, und vergeblich haben sich auch die Ärzte seither um den Jungen bemüht, der von der gefürchteten Schlafkrankheit befallen ist. Jetzt liegt das Kind bereits länger als 1½ Jahre in tiefem Schlafe, es wird künstlich ernährt, und sein körperlicher Zustand ist zufriedenstellend. Der Knabe ist sogar im Laufe dieser Zeit gewachsen. Die Ärzte haben die Hoffnung auf die Heilung des Kindes noch nicht aufgegeben, da es sich hier offenbar um einen nicht tödlich verlaufenden Fall der Schlafkrankheit handelt.




**Der neue Lehrling.** Aufgeregte Dame (im Gemüsegeschäft): „Ich hatte zwölf Apfelsinen bestellt; aber in der Tüte, die Sie mir mitgaben, fanden sich nur elf."

Lehrling: „Ja, eine war schon schlecht, und da habe ich sie für Sie gleich weggeworfen."

**Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.**